

Theodor Ebert

*„Weil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, lasst uns alles ablegen, was uns beschwert ... und lasset uns laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist und aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens.“ (Hebräer 12,1-2).*

## **Friedensethik und kirchliches Engagement**

Ein autobiographischer Bericht in der Evangelischen Studentengemeinde in Leipzig am 29. Januar 2009

### **Der aktuelle Konflikt um den Ethik-Unterricht in Berlin**

Der ursprüngliche Wunsch der Studentengemeinde war, dass ich mich als Friedensforscher in einer tour d’horizon zu den aktuellen kriegerischen Konflikten dieser Erde äußere. Ich möchte dies nicht tun, weil ich als pensionierter Hochschullehrer auch nur Zeitungen lesen, fernsehen und ein wenig im Internet recherchieren kann, und ich bin auch nicht so viel gereist wie mein Kollege Johan Galtung und der Journalist Peter Scholl-Latour, die aufgrund ihrer mannigfaltigen Eindrücke und Erfahrungen zu jedem aktuellen Konflikt sofort etwas zu sagen wissen. Als Friedensforscher lernt man – so hoffe ich wenigstens - die Grenzen seines Wissens- und Urteilsvermögens einzuschätzen und - anders als der Titel Professor vermuten lässt - mehr Fragen zu stellen als bekennerschaft Meinungen vorzutragen.

Wenn es gut geht, ist man nach längerer Tätigkeit auf einigen wenigen Gebieten einigermaßen informiert und kann seine wissenschaftlichen Methoden gelegentlich auch auf neu auftauchende Konflikte anwenden. Doch dies ist immer mit erheblichem Arbeitsaufwand verbunden. Da muss man seine Grenzen kennen. Ich kann keinen Vortrag über den Gaza-Krieg oder über das Verhältnis von Indien zu Pakistan halten. Das einzige, was ich als alter Mann vielleicht besser machen kann als andere und was für Sie möglicherweise auch von einem gewissen Interesse ist: Ich kann Ihnen erzählen, wie es mir im Laufe meines 70jährigen Lebens als Friedensforscher - und speziell in meinem Verhältnis zur Evangelischen Kirche - ergangen ist. Vielleicht hilft Ihnen dies als Mitgliedern der Evangelischen Studentengemeinde in Ihrem Leben die eine oder andere friedenspolitisch richtige Entscheidung zu fällen.

Ich habe bisher nie erzählt und reflektiert, welche Rolle meine kirchliche Sozialisation und Bindung – ich zögere bei der Verwendung des Wortes „Glauben“ –

bei meiner Ausbildung und meiner Tätigkeit als Friedensforscher bzw. Hochschullehrer für Politische Wissenschaft gespielt haben.

Ich habe ja 36 Jahre an einer staatlichen, säkularisierten Universität gelehrt. Mein kirchliches Engagement war dort bekannt. Für meine Teilnahme an Synoden erhielt ich immer bezahlten Urlaub. Das galt und gilt für alle Angehörigen des Öffentlichen Dienstes. Dieses Privileg wusste ich zu schätzen.

Und ich konnte zum Beispiel als Teil meines Lehrdeputats auch eine Vorlesung anbieten wie „Die Bergpredigt und die Politik“. Keiner der Kollegen meldete bei der Lehrplanung Bedenken an. Wenn von Bismarck bis Helmut Schmidt deutsche Kanzler gemeint hatten, mit der Bergpredigt könne man nicht regieren, dann war am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität auch politologisch begründeter Widerspruch erlaubt.

Auch die Väter des Grundgesetzes wollten auf das religiöse Element in der Politik nicht verzichten, sonst hätten sie den Religionsunterricht nicht als schulisches Angebot im Grundgesetz verankert.

Nach den bösen Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus und angesichts der kommunistischen Diktatur in der SBZ bzw. DDR gab es im Nachkriegsdeutschland die Vorstellung, dass die Kirchen ein Hort von Sitte und Anstand und ihre Lehren geeignet seien, die Barbarei abzuwehren. So wie es in der Kaiserzeit das Bündnis von Thron und Altar gab, so gab es in der Bundesrepublik ein Bündnis von Demokratie und Kirche. In allen evangelischen Synoden saßen und sitzen noch heute als berufene, nicht als gewählte Mitglieder einzelne Vertreter der Parteien.

Dass die Willensbildung in den Kirchen und die freiheitlich demokratische Grundordnung wesensverwandt seien, war eine der tragenden Ideen bei der Gründung der Christlich Demokratischen Union – und als Schüler am Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, der ich noch gar nicht wählen durfte, tendierte ich zu dieser Partei, der CDU. Das änderte sich bei mir erst, als Adenauer für die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik eintrat – und sein Innenminister Gustav Heinemann und Präses der Synode der EKD sein Kabinett verließ und sich auf das Abenteuer der Gründung einer neuen Partei, der GVP, der Gesamtdeutschen Volkspartei einließ.

Ich erwähne das hier, weil die Vorstellung, dass die westdeutsche Nachkriegsdemokratie ihre sittlichen Grundlagen im Christentum habe, bis in die zweite Hälfte der 40er Jahre zurückreicht und das aktuelle Ressentiment gegen den nicht-religiösen Ethik-Unterricht in Berlin seine Wurzel auch darin hat, dass die Kirchen ihn für eine anti-christliche Erfindung der rot-roten Koalition halten und den Verdacht hegen, dass auf diese Weise die alte SED-Ideologie des historischen Materialismus – nunmehr verbreitet vom Humanistischen Verband – sich

im wiedervereinigten Berlin breit mache. Man merkt dies auch daran, dass die Kampagne für das Volksbegehren Pro Reli vor allem im Westteil Berlins von der älteren Generation – also meiner Altersgruppe – mit Verve getragen wird und die meisten Unterschriften für das Volksbegehren in den Stadtteilen gesammelt werden konnten, in denen die gut situierten Bürger wohnen. Die wichtigsten Trägerorganisationen der Bürgerinitiative sind neben den beiden großen Kirchen die CDU und die FDP. Eigentlich passt dies nicht zum ursprünglichen Selbstverständnis von Bürgerinitiativen, demzufolge diese sich von parteipolitischen Bindungen und entsprechender Instrumentalisierung frei halten sollten.

Manche meiner Bekannten wundern sich, dass ich – jahrzehntelang an der Universität ein Bürgerinitiativen-Forscher – jetzt bei dieser Bürgerinitiative Pro Reli nicht mit dabei bin, sondern auf die vielen Plakate in den Berliner Straßen mit dem säkularen Spruch reagiert habe: Wenn die Fahne weht, ist der Verstand in der Trompete.

Ich habe meinen kirchlich engagierten Freunden gesagt: Kümmert euch um den Ausbau der Religionskunde im Rahmen des Ethik-Unterrichts und nutzt die Chance, Ethik-Lehrer auszubilden und als Christen Ethik-Unterricht zu erteilen! Und vor allem, kümmert Euch um die Meinung der Schüler, denn diese sind nun mal die Hauptbetroffenen. Nach meinem Gefühl sind die Schüler nicht daran interessiert, sich nach religiösen und weltanschaulichen Gruppierungen aufzuteilen. Die Schüler wollen ihre Probleme zusammen diskutieren. Also war mein Rat: Achtet auf den vorhandenen Integrationswillen der Schüler in den Klassen! Das ist meine pragmatische Reaktion auf den gegenwärtigen Konflikt um den Ethik-Unterricht in Berlin. Doch damit will ich es hier nicht gut sein lassen, sondern die tiefer gehende und auch für Leipziger Studenten interessante Frage stellen: Wie steht es um die Letztbegründung der Ethik? Sind die Nichtreligiösen, die sich vielleicht selbst als Atheisten bezeichnen, wirklich solche Wackelkandidaten in ethischen Fragen, wohingegen auf die Christen Verlass ist?

### **Wie steht es um die Letztbegründung der Ethik?**

Um diese Frage erörtern zu können, müsste man eigentlich wissen, was unter einem Atheisten zu verstehen ist. Sind Atheisten historische Materialisten im marxistischen Sinne? Oder gibt es unter den Agnostikern auch solche, die das Gewissen als autonome moralische Instanz und das Phänomen der Liebe kennen und meinen, dass es „elementare Situationen“ gibt, denen gegenüber „die Taktik erlischt, d.h. an denen unser moralisches Verhalten ungeachtet der Umstände, unter denen sie eintreten, unverändert bleibt.“<sup>1</sup> Gemeint sind Situationen, in de-

---

<sup>1</sup> L. Kolakowski: Der Mensch ohne Alternative, München 1960, S. 248. Hier zitiert nach Ossip K. Flechtheim: Ich bin optimistisch: Mein Glaube an den Menschen ist begrenzt. In: Karlheinz Deschner (Hrsg): Woran ich glaube, Gütersloh 1990, S. 92

nen alle politischen Kalkulationen sich verbieten, und es nur ein klares Nein zur Verletzung der Menschenrechte und der Vernichtung unserer natürlichen Umwelt gibt. Der polnische Philosoph Leszek Kolakowski hat sich in seinem Buch „Der Mensch ohne Alternative. Von der Möglichkeit und Unmöglichkeit Marxist zu sein“ mit solchen elementaren Situationen befasst. Er nennt den Angriffskrieg, den Mord, Folter, die Misshandlung Wehrloser und auch das Verhungernlassen von Menschen, wenn man über Lebensmittel verfügt.

Ossip Flechtheim, einer der Vordenker des Humanistischen Verbandes in Berlin, ein Mann, der sich einen Atheisten bzw. Agnostiker nennt, soweit es um einen eingreifenden, personalen, allgütigen Gott geht, hat Kolakowski zugestimmt.<sup>2</sup> Und dieser Flechtheim, Politologe und Zukunftsforscher an der Freien Universität, war in pazifistischen Fragen, beim Nein zu Atomwaffen und in der Ablehnung des Stalinismus überhaupt kein Wackelkandidat.

Und es gibt unter den christlichen Theologen Leute, die sich selbst als Non-Theisten verstehen – in dem Sinne, dass sie es nicht für hilfreich halten, einen personalen, unsere Geschicke steuernden Gott anzunehmen, wozu wir nun mal neigen, weil wir nur in den Kategorien von Raum, Zeit und Kausalität zu denken vermögen, wie uns Immanuel Kant klar gemacht hat.

Ich lese solche Versuche, non-theistisch ein Christ zu sein,<sup>3</sup> staunend und manchmal mit Erleichterung, weil sie mir vernünftig zu sein scheinen. Es kann aber sein, dass ich sie auch noch nicht ganz verstehe. Es ist mir schon klar, dass einige Vorstellungen Paul Gerhardts, die ich als Poesie zu schätzen weiß, nicht zur Welterklärung taugen. „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“ Im Blick auf das Wetter sind wir wahrscheinlich alle Materialisten bzw. erklären das nicht Vorhersagbare mit den Begriffen Zufall und Möglichkeit. Doch ob wir nun Atheisten, Agnostiker, Non-Theisten oder traditionelle Christen sind, wir scheinen doch alle in der Lage zu sein, Verantwortung zu empfinden und sittlich zu handeln. Sokrates sprach einst vom Daimonion, unser Grundgesetz spricht zum Beispiel bei der Kriegsdienstverweigerung vom Gewissen.

Es scheint also so etwas wie eine fassbare Ethik außerhalb des Christentums bzw. der monotheistischen Religionen zu geben. Ich muss zugeben, dass ich mir ein Leben lang keine großen Gedanken um die Letztbegründung ethischer Entscheidungen gemacht habe und erst durch den Berliner Streit um den Ethik-Un-

---

<sup>2</sup> O. K. Flechtheim: Ich bin optimistisch: Mein Glaube an den Menschen ist begrenzt. In: Karlheinz Deschner (Hg.): Woran ich glaube, Gütersloh 1990, S. 90-97

<sup>3</sup> Matthias Kroeger: Im religiösen Umbruch der Welt: Der fällige Ruck in den Köpfen der Kirche. Über Grundriss und Bausteine des religiösen Wandels im Herzen der Kirche., Stuttgart: Kohlhammer, 2. Auflage 2005; ders.: Die Notwendigkeit der unakzeptablen Kirche. Eine Ermutigung zu distanzierter Christlichkeit, Kösel Verlag, München 1997

terrichtet auf den Gedanken gekommen bin, dies für mich persönlich zu klären. Ich nehme an, dass ich nach dieser Klärung eher in der Lage sein werde, mich selbst und andere in ihren ethischen Entscheidungen zu verstehen.

Es gibt auch noch einen ganz praktischen Grund, mir über meine kirchliche Sozialisation und deren Einfluss auf meine friedenspolitische Tätigkeit klar zu werden. Ausgerechnet der Humanistische Verband, in dem manche die Speerspitze des Atheismus in Berlin sehen, hat mich eingeladen, am 15. März zu Ehren des 100. Geburtstags von Ossip K. Flechtheim, der vor 11 Jahren gestorben ist, die Erinnerungsrede auf diesen zu halten. Er war mein Kollege und väterlicher Freund am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität und ihm habe ich ein Gutteil meiner Karriere zu verdanken. Und der Humanistische Verband verleiht schließlich Jahr für Jahr den Ossip K. Flechtheim Preis an ehrenwerte Leute, die ich wirklich zu schätzen weiß und die meines Erachtens auch Vorbilder abgeben. Wenn man als 71-jähriger in eine solche Lage kommt, sich zu grundlegenden sittlichen Fragen öffentlich zu äußern, muss man für sich selbst erst einmal klären, wie man der geworden ist, der man heute ist und was man unterwegs alles getrieben hat. Das hat bei mir einiges mit dem zu tun, was ich in der Kirche getan habe, aber mindestens genau so viel mit dem, was Mitchristen – und auch Nicht-Christen wie zum Beispiel Flechtheim - für mich und meine Anliegen getan haben.

Ich weiß von vielen meiner Freunde, dass sie sich – ähnlich wie ich - mehr oder weniger als Christen verstehen. Doch von einigen, mit denen ich eng zusammengearbeitet habe und mit denen gemeinsam ich einiges riskiert habe, weiß ich nicht so genau, was sie nun letztlich „glauben“. Wahrscheinlich wissen viele das selbst nicht so ganz genau. Die kirchliche Dogmatik hat in meinem Freundeskreis nie eine ausschlaggebende Rolle gespielt. Es war häufig schön, mit ihnen zusammen einen Gottesdienst zu feiern und Lieder zu singen, aber was sie sich im Einzelnen bei den rituellen Handlungen, die nun mal eine Kirche prägen, gedacht haben, weiß ich nicht so genau.

### **Unser Nichtwissen um den Glauben der Anderen**

Dieses Nichtwissen um die religiösen Überzeugungen der anderen ist wahrscheinlich sogar die Regel. Ein Beispiel: In der Berliner Kirchenleitung haben wir mal überlegt, wie das wohl ist, wenn wir Kinder zusammen mit ihren Eltern sich um den Altar versammeln lassen und den Kindern dann auch eine Oblate und ein Schlückchen Saft geben. Wir baten bei der Kirchlichen Hochschule um ein Gutachten zu dieser Frage des Kinderabendmahls. Die Professoren gaben sich Mühe und meinten, diese Beteiligung der Kinder am Abendmahl sei wohl nicht so ganz OK und die Kleinen sollten warten bis nach der Konfirmation. Bi-

schof Dr. Martin Kruse dankte den Professoren in bewegten Worten für das sorgfältige Gutachten, und im Übrigen durften die Kleinen auch in Zukunft mit Mama und Papa nach vorne kommen und bekamen ihre Oblate und ihren Saft – Dogmatik hin, Dogmatik her. Bei unserer südafrikanischen Partnerkirche in Laingsburg in der Karoo haben wir es dann anders erlebt. Da knieten die Kleinen vorne am Altar nieder und wurden durch Streicheln über ihre Wollköpfe gesegnet. Damit waren die auch glücklich.

Was also meine lieben Mitchristen in unseren Kirchen so denken, weiß ich nicht so genau und ich will es eigentlich auch nicht wissen. Es ist ein Segen, dass es zumindest in der Evangelischen Kirche – meines Wissens – keine Lehrzuchtverfahren mehr gibt und jeder glauben darf, was ihm der heilige Geist – in der Gemeinschaft der Brüder und Schwestern - so eingibt. Muss man denn so genau wissen, wie der heilige Geist das jeweils bewerkstelligt? Für mich sind die Kernsätze einige Verse im ersten Johannesbrief und darüber habe ich auch mal auf dem Katholikentag – dem von unten – gesprochen: „Niemand hat Gott jemals gesehen. Wenn wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns. Daran erkennen wir, dass wir in ihm bleiben und er in uns, dass er uns von seinem Geiste gegeben hat.“ (1. Joh. 4, 12-13)

Ich teile wahrscheinlich nicht alle Anschauungen dieses mir unbekanntem Verfassers des 1. Johannesbriefes und seine Sicht von Jesus, aber einige Sätze leuchten mir doch unmittelbar ein. Und vielleicht ist Bibel-Lektüre dafür gut.

Ich will jetzt also mal einen Versuch machen, Ihnen Schritt für Schritt zu erläutern, wie ein Deutscher, der 1937, also im vierten Jahr des so genannten Tausendjährigen Reiches eines gewissen Adolf Hitler in Stuttgart geboren wurde, zum kirchlich engagierten Friedensforscher wird.

### **Als Kind in der Kirche**

Ich war der erste Sohn der selbständigen Elektrokaufleute Arthur und Anna-Luise Ebert, die Firmen der Radiobranche vertraten und Kleinbeleuchtungskörper, also Taschenlampen und Batterien, vor allem der Firmen Varta und Daimon, vertrieben. Sie kamen beide aus evangelischen Elternhäusern bzw. Verwandtschaften, denn mein Großvater Alfons Liebermann war im Ersten Weltkrieg in Russland noch vor der Geburt meiner Mutter seinen Verletzungen erlegen. Meine Großmutter Liebermann, die ich dann auch nicht mehr kennen lernte, weil sie noch vor meiner Geburt an Multiple Sklerose starb, verwünschte alles Militärische, das ihr den Mann genommen und sie mit zwei Töchtern mit einer winzigen Rente und krank zurück gelassen hatte.

Mein Vater stammte aus einem Arbeiterhaushalt. Mein Großvater war Werkzimmerrmann bei Bosch in Stuttgart und sozialdemokratisch gesonnen, aber be-

sonders seine Frau Anna, eine Bauern- und Küfertochter aus Pleidelsheim am Neckar stand fest in der kirchlichen Tradition - doch mit einem gewissen Herrnhutischen Einschlag, was gut war für eine gewisse Skepsis gegenüber Sonntagspredigten und kirchliche Zeremonien ohne diakonische Wirkung.

Die Nazis hielt man in beiden Familien für unchristliche Schreihälse und Kriegstreiber, und in Württemberg hielt ja auch die evangelische Kirche eine gewisse Distanz zum NS-Regime, was aber nicht hieß, dass sie sich im Widerstand befunden hätte. Der Führer war aber jedenfalls nicht der neue Herrgott und er konnte erzählen, was er wollte: Man traute ihm nicht, und in meiner Familie flaggte man auch nicht für ihn.

Im Mai 1937 geboren, wurde ich noch im Krankenhaus getauft. Das war gar keine Frage: Das war selbstverständlich. Wenn irgendetwas passierte, sollte das Kind getauft sterben. Das galt als wichtig. Mir hat es noch als Kind imponiert, dass im Bedarfsfall auch Kinder an ihren Geschwistern oder anderen Kindern eine Nottaufe vornehmen konnten und dass diese als Liebesdienst dann auch voll gültig wäre. Diese Art des Priestertums aller Gläubigen – inklusive uns Kindern – hat mich sehr beeindruckt und versicherte mich in der Vorstellung, dass ich zu dieser christlichen Gemeinde voll und ganz dazu gehöre und meinerseits handlungsfähig wäre. Ich weiß aber nicht mehr, wie ich darauf gekommen bin. Wahrscheinlich ist mir irgendeine fromme Geschichte von einer Nottaufe zu Ohren gekommen, die meine Phantasie dann beschäftigt hat.

Ich denke, dass die frühkindliche kirchliche Sozialisation sehr wichtig ist – auch bei einem nachherigen Friedensforscher. Das Problem ist, dass wir uns naturgemäß an die frühe Kindheit nicht genau erinnern. Ich bin in Stuttgart bis zum 5. Lebensjahr in den Kindergarten der Kirchengemeinde gegangen und wahrscheinlich gab es dort auch die üblichen Lieder und Gebete. Ich habe auch noch das Büchlein der Gebete, die unsere Mutter mit mir und meinem zwei Jahre jüngeren Bruder Manfred abends gebetet hat, so im Stil von „Ich bin klein, mein Herz ist rein, darf niemand drin wohnen als Jesus allein.“ Das habe ich jedenfalls auswendig behalten und dann als Lied „Weißt Du, wie viel Sternlein stehen...“ – Und dann immer wieder dieser Refrain „Gott der Herr hat sie gezählet, dass ihm auch nicht Eines fehlet an der ganzen großen Zahl.“ Dieses Lied bestimmte mein kindliches Weltbild. Das hatte für mich etwas sehr beruhigendes. Nichts geht verloren. Gott hat den Überblick.

Das war dann schon mitten im Krieg. Mein Vater war sofort eingezogen worden. Der Barras war ihm total zuwider, aber er musste mitmachen. Kriegsdienstverweigerer wurden in Hitlers Wehrmacht erschossen. Nur eines konnte er vermeiden, in der Armee dieses Führers in den Untergang Karriere zu machen. Nach sechs Jahren und zweimaliger Verwundung geriet er 1945 als Obergefreiter in

Gefangenschaft. Weil er sich der Offizierslaufbahn entzogen hatte, musste er zuletzt in Kurland Munition kutschieren, wobei er dann verwundet worden war und gerade noch auf einem Lazarettsschiff nach Dänemark geschafft werden konnte.

Die Abneigung gegen den Barras war mir gewissermaßen schon in die Wiege gelegt und als Russlandheimkehrer gehörte mein Vater zu denjenigen, die eisern entschlossen waren, nie mehr eine Waffe in die Hand zu nehmen und alles zu tun, dass auch ihre Söhne nie in die Fänge militärischer Ausbilder geraten würden.

Doch unmittelbar nach dem Krieg konnte sich in Deutschland kaum jemand vorstellen, dass es jemals wieder deutsche Soldaten geben würde. Als Kind meinte ich: Dieser Krieg, den ich noch bewusst erlebt hatte, sei der letzte Krieg gewesen. Diesen Krieg mit seiner Zerstörung deutscher Städte war für mich etwas so Entsetzliches gewesen, dass ich mir nicht vorstellen konnte, dass vernünftige Menschen sich jemals wieder auf ein solches Unternehmen einlassen würden.

Bevor Stuttgart durch Phosphorbomben mehrfach Feuerstürmen ausgesetzt wurde und die Menschen trotz Luftschutzkellern massenhaft verbrannten, waren meine Mutter, mein Bruder und ich noch nach Münsingen auf die Schwäbische Alb evakuiert worden, wo Verwandte uns in einer Wohnung, die durch Soldatentod eines frisch verheirateten Onkels frei geworden war, aufgenommen hatten. Ich sah aber von Münsingen – über 60 km Entfernung – den geröteten Himmel über Stuttgart und ich wusste als 7-jähriger, was dort und wer dort brannte. Die verkohlten Leichen wurden wie Holzstämme vor die noch rauchenden Trümmer gelegt.

Das hat mir die Schwester meiner Mutter, die in Stuttgart auf der so genannten Rettungsstelle beim Roten Kreuz arbeitete nur erzählt. Aber vorstellen konnte ich mir dies. Doch was ich mir nicht vorstellen konnte und was mich total entsetzte, waren Fotos aus dem KZ Bergen Belsen, die nach dem Krieg in den leeren Schaufenstern eines Münsinger Kaufhauses gezeigt wurden. Nackte, ausgemergelte Leichen, die von einem Bulldozer auf einen Haufen geschoben wurden. Das sah ich als sieben- oder achtjähriger über Wochen auf meinem täglichen Schulweg. Ich hatte in meiner Familie über Hitler und die Nazis nie etwas Anerkennendes gehört, aber der Anblick dieser Leichenberge machte für mich dieses Regime zur Hölle auf Erden, wobei in meiner Familie sich glücklicherweise niemand mit der Hölle als religiösem, postmortalem Phänomen befasst und mir damit Angst eingejagt hatte.

Aber es war mir als Kind klar, dass dies hier Menschen absichtlich anderen Menschen angetan hatten und dass diese Menschen, die dies verschuldet hatten,



Deutsche, meine Landsleute, solche Kerle in braunen Uniformen mit Hakenkreuzbinden gewesen waren, wie ich sie in Münsingen gelegentlich gesehen hatte. Und ich wusste auch, was Juden waren, weil meine Mutter mir erklärt hatte, was diese gelben Sterne zu bedeuten hatten. Ich weiß nicht mehr, was meine Mutter mir 1942 dazu in Stuttgart gesagt hatte, als wir sie an einem Postamt vor dem Hoppenlau-Friedhof sahen, aber was die Mutter sagte, musste wohl geeignet gewesen sein, Mitleid zu empfinden. Vielleicht nicht weiter erstaunlich, wenn die Mutter eine geborene Liebermann ist und es nur kuriose historische Wechselfälle gewesen waren, die es ihr noch ermöglicht hatten, vor meiner Geburt ihre arische Herkunft zu dokumentieren.

### **An Jesus orientierter Pietismus**

Doch wie steht es um die Anfänge meiner christlichen Sozialisation? Ungewöhnlich war an ihr, dass ich in Münsingen nicht zur ortsüblichen, landeskirchlichen evangelischen Gemeinde gehörte und dort in die Sonntagsschule ging. Meine Mutter schloss sich vielmehr einer freikirchlichen Gemeinde an, zu der ihre Münsinger Verwandten gehörten. Diese Gemeinde hatte einen pietistischen Charakter, war aber im dogmatischen Sinne nicht fundamentalistisch, sondern praktisch-fromm und allem kirchlichem Pomp abhold. Man versammelte sich in einem schmucklosen Raum mit hellgrau gestrichenen Bänken und einem genau so simplen Altartisch mit einem einfachen Holzkreuz. Gesungen wurden die üblichen Lieder aus dem Gesangbuch und nach meiner Erinnerung war der Hauptinhalt der Predigten, die Aufforderung zur Nachfolge Jesu. Das wichtigste Lied im Kindergottesdienst, den ich regelmäßig mit dem Sohn des Predigers, meinem Klassenkameraden und Spielfreund, besuchte, war „Jesus geh voran, auf der Lebensbahn“. Wenn ich mich jetzt an diese Gemeinde zu erinnern suche, dann stelle ich sie mir als einen Ableger der Herrnhuter Brüdergemeine vor. Das stimmt wohl nicht so ganz; wahrscheinlich waren es eher Methodisten. Doch das ist – im Rückblick - auch ziemlich egal. Für meine erste Vorstellung von Religion war das Entscheidende: Dieser Jesus von Nazareth ist das Vorbild. Der hat es richtig gemacht im Leben. An dessen Beispiel und dessen Leitsätze musst du dich halten. Und das ist auch möglich. Das ist nicht nur so gesagt. Das gilt und du musst sehen, wie du damit klar kommst. Das war so. Dass diese Leute – und aus meiner Sicht waren das Nazi-Typen - ihn gefoltert und ans Kreuz geschlagen hatten, war ein übles, politisch motiviertes Verbrechen, aber keine Widerlegung der Richtigkeit seiner Lehren. Ich sah den Lebensauftrag, das in seinen Gleichnissen und in der Bergpredigt als selig machend Empfohlene zu realisieren. Ich weiß nicht, ob ich als 8- oder 9-jähriger die Bergpredigt als Ganze schon gelesen und einigermaßen durchdacht hatte; wahrscheinlich nicht. Doch diese Erzählun-

gen aus dem Leben Jesu und seine Spruchweisheiten waren für mich auf jeden Fall verbindlich. Die Wunder spielten keine so große Rolle. Sie zeigten nur, dass Jesus sich um die Menschen kümmerte und für die Bedürftigen da war.

Ich las auch schon selbständig die Bibel. Ich suchte aufgrund der feinen Holzschnitte von Schnorr und Carolsfeld nach den zugehörigen Bibelstellen. Ich las aber auch die griechischen Götter- und Heldensagen und auch entsprechend Germanisches, das mir aber weniger zusagte als das Griechische. Wotan und den nordischen Götterverein fand ich blöd. Irgendwie brachte ich diesen in Zusammenhang mit Hitler. Doch alle diese Sagen und Göttergeschichten waren für mich nur phantasy, wie man das heute nennt. Jesus, der war wirklich, gewissermaßen präsent. Dieser Jesus war für mich der Gegenteil zu den Nazis, der freundliche, liebevolle Mensch per se. Unter einem Messias konnte ich mir bestimmt nichts vorstellen. So etwas wäre mir möglicherweise auch verdächtig gewesen. Von „Führern“ und ihren Stellvertretern hatte man damals die Schnauze voll. Das galt auch für aufgeweckte Kinder wie mich. Wir hatten ja in Münsingen in der Hermann-Göring-Straße gewohnt und unser Lieblingsrätsel war: Rechts Lametta, links Lametta und der Bauch wird immer fetter. Nur ein ganz, ganz schlichter Jesus – kein Kyrios – hatte bei uns eine Chance – insofern war die Geburt Jesu, im Stall, in der Krippe liegend, von Hirten begrüßt, die bei uns Vertrauen weckende Geschichte, die uns zu Herzen ging und Weihnachten für uns zum wichtigsten Fest machte. Ich erinnere mich nicht, dass Ostern mir Vergleichbares bedeutet hätte. Wahrscheinlich konnte ich mir unter einer Auferstehung von den Toten nichts vorstellen – und irgendwelche die Phantasie stützende Gemälde – z.B. eines Grünewald – gab es in unserem schlichten, einheitlich hellgrau gestrichenen Versammlungssaal nun mal nicht.

Das sind die Erinnerungen an meine frühkindliche kirchliche Sozialisation. Mit 9 Jahren kehrte ich nach Stuttgart zurück, und wir gehörten dann wieder zur normalen Landeskirche. Wir wohnten – zwangseingewiesen - in einer Kellerwohnung in einer Villengegend im Stuttgarter Westen und wir gehörten zur Waldkirchengemeinde. Mein zwei Jahre jüngerer Bruder Manfred und ich besuchten dort die Jungschar, eine Gemeindejugendgruppe. Da gab es ab und zu auch mal was Frommes. Das haben wir in Kauf genommen, weil auch spannende Geschichten vorgelesen und Geländespiele gemacht und Völkerball gespielt wurde. In den Sommerferien besuchte ich Lager, die von der Kirche angeboten wurden. Das war kostengünstig und es gab freundliche Jugendgruppenleiter. Ich habe diese kirchliche Jugendarbeit bis zur Konfirmation in angenehmer Erinnerung. Auch der Konfirmandenunterricht überforderte uns nicht. Man hätte Luthers kleinen Katechismus auswendig können sollen. Doch so richtig streng wurde das nicht geprüft und Pfarrer Pfäfflin wusste seine Erläuterungen zu den

zehn Geboten immer wieder durch Geschichten aus seiner Zeit als Auslandspfarer in Peru zu würzen. Da war ich ganz Ohr. Doch geprägt hat mich dieser Konfirmandenunterricht nicht. Ich war vollauf mit der Schule beschäftigt und mein Hauptproblem war es, meine umfangreiche Lektüre mit den schulischen Anforderungen in Latein und Griechisch in Übereinstimmung zu bringen, was mir nur gelang, weil ich von meinem hoch begabten Nebensitzer abschrieb.

### **Religionsunterricht**

Im humanistischen Gymnasium waren wir auch mehr mit den Griechen und Römern als mit dem Christentum befasst. Doch es kam vor. Im Religionsunterricht faszinierte mich insbesondere die Apostelgeschichte des Lukas. Ich konnte vor der Karte des Mittelmeeres stehend Station für Station von den Reisen des Paulus erzählen, wobei ich mir allerdings einbildete, Lukas sei die ganze Zeit dabei gewesen und habe die Reden des Paulus – z.B. in Athen – wörtlich mitgeschrieben. Jedenfalls war ich von diesen Missionsreisen sehr beeindruckt. Ich hatte von Entmythologisierung keine Ahnung und erst in der Oberstufe bekam ich dann einen hochkarätigen Religionslehrer, Paul Schempp, der nach meiner Zeit am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium von der Universität Bonn zuerst einen Ehrendoktor und dann eine Professur für praktische Theologie erhalten hat.

Das war ein Mann von Format, der im Dritten Reich mit der sich anpassenden kirchlichen Führung in Streit geraten war, aus dem Pfarramt ausscheiden musste und dann ersatzweise Lehrer geworden war.<sup>4</sup> Er hatte keine Angst, dass wir Kinder vom rechten Glauben abkommen könnten. Er hat mit uns ganze Evangelien kritisch gelesen und auch Schriften Nietzsches zum Tod Gottes. Und Nietzsche war mir danach sympathisch und er ist es mir bis zum heutigen Tag. Bei Schempp lernte ich kennen, was Freiheit eines Christenmenschen bedeutet, und er las mit uns auch Luther-Texte. Ich muss also sagen, ich hatte einen außerordentlich guten Religionsunterricht, fast schon auf Universitätsniveau – und Schempp war ein Mann, der sich unseren kritischen, auch unverschämten Fragen stellte. Ich hatte damals schon ein bisschen über Gandhi gelesen, wusste jedenfalls, dass Gandhi im Neuen Testament bewandert war, christliche Freunde in seiner nächsten Umgebung hatte und doch Hindu geblieben war. Nun hatten wir das Johannes-Evangelium gelesen und dort heißt es bekanntlich: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Ich erkundigte mich bei Schempp, wie dies denn nun mit Gandhi wäre, ob der nun zum Vater gekommen sei oder nicht. Schempp gab mir eine Antwort, die mich ein Leben lang durch alle dogmatischen Streitigkeiten in befreiender Weise begleitet hat: „Theo, das dürfen wir

<sup>4</sup> Ernst Bizer: Ein Kampf um die Kirche. Der „Fall Schempp“ nach den Akten erzählt, Tübingen 1965.

Paul Schempp: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst Bizer, Tübingen 1966.

Paul Schempp: Theologische Entwürfe, hrsg. von Richard Widmann, München 1973

Gott überlassen.“ Bei vielen fundamentalen Fragen kirchlicher Dogmatik habe ich mich später an Paul Schempp's Antwort erinnert und gedacht: Da handelt es sich wieder um einen der kniffligen Fälle, deren Bearbeitung du getrost Gott überlassen darfst.

Ist das eigentlich alles wichtig für das nachherige kirchliche Engagement eines Friedensforschers? Bei diesem zwar belesenen, aber in Latein und Griechisch ziemlich schlechten Schüler ist in der Schulzeit noch nicht so richtig erkennbar, dass dies einmal ein Friedensforscher werden wird. In meine Schulzeit fiel aber die Entscheidung für die Wiederbewaffnung. Und diese Entscheidung war für mich das Ende der Kindheit. Ich hatte mich bisher für Naturschutz, Tierbeobachtung und abenteuerliche Reisen und sogar für Fußball, aber nicht für Politik interessiert.

Diese Wiederbewaffnung weckte in mir wieder die Erinnerungen an die Kriegs- und unmittelbare Nachkriegszeit – und ich war radikal gegen diese Wiederbewaffnung, interessierte mich aber auch für den Charakter des kommunistischen Regimes in der DDR und las autobiographische Berichte von Ex-Kommunisten, z.B. von Arthur Koestler. Meine politische Leitfigur wurde – vermittelt durch meinen Vater – Gustav Heinemann. Ich besuchte mit ihm eine Kundgebung Heinemanns im Kursaal von Bad Cannstatt und wir kauften eine Broschüre mit Reden Heinemanns, die ich studierte.

Wir erhielten in der Schule Gelegenheit, in einem der so genannten Besinnungsaufsätze die Frage zu beantworten: Sind Sie für oder gegen die Wiedereinführung der Wehrpflicht? Dieser Aufsatz blieb in Abschrift erhalten und er war mir später wichtig, weil ich darin zum ersten Mal einen Gedanken formulierte, dessen Konkretisierung mich durch mein ganzes Leben begleitete. Unter dem Eindruck des Volksaufstandes vom 16./17. Juni 1953 in der DDR hatte ich behauptet, dass eine funktionierende Demokratie von einer Besatzungsmacht nicht gleichgeschaltet werden könnte, sondern vielmehr einen zersetzenden Einfluss auf die Ideologie der Besatzungsmacht ausüben würde.

Meine Politisierung in den letzten drei Schuljahren vor dem Abitur hat mich dann als Studienfächer Geschichte, Deutsch und Englisch wählen lassen. Der Misserfolg der Gesamtdeutschen Volkspartei bei den Bundestagswahlen hat mich aber davon abgehalten, pazifistischen Parteien eine Änderung zuzutrauen und ich verharrte fünf Jahre lang in einer Beobachterposition und war zunächst nur daran interessiert, große politische Abläufe zu verstehen.

## **Gandhis Sicht revolutionärer Prozesse**

Beim Studium der Geschichte beschäftigte mich am meisten die Frage, woran es denn liege, dass durchaus berechtigte Aufstände und Revolutionen immer wieder in Kriegen und Gewaltherrschaft endeten. Man sagt: Die Revolution frisst ihre Kinder. Ich beobachtete, dass sich in revolutionären Prozessen nicht die Idealisten, sondern die besonders skrupellosen Machtmenschen – vom Typ Napoleon oder Stalin – durchsetzen. Die vertiefte Gandhi-Lektüre führte bei mir dann zu der Erkenntnis, dass die gewaltsamen Mittel zu diesen Perversionen führen, aber Gewalt auch zu vermeiden ist. Ich lernte bei Gandhi, dass man auch mit gewaltlosen Methoden politische Macht ausüben kann und dass gewaltlose Methoden dem Aufbau einer Zivilgesellschaft dienen und keiner autoritären Strukturen der Willensbildung bedürfen. Ende der 60er Jahre haben wir Kriegsdienstverweigerer dies dann auf den Begriff der gewaltfreien Graswurzelrevolution gebracht.

Diese Sicht historischer Prozesse fiel bei mir zusammen mit der Wiederaufrüstung Deutschlands und der Legitimierung von Atomwaffen als ausschlaggebendem Element der Abschreckungsstrategie. Atomwaffen lehnte ich völlig ab, weil sie geeignet schienen, die Geschichte der Menschheit zu beenden. Mit Hiroshima und Nagasaki hat das Atomzeitalter begonnen.

Ich war der festen Überzeugung, dass man mit dem Einsatz von Atomwaffen auch nicht drohen dürfe. In dieser Einschätzung wurde ich bestärkt durch die 18 Göttinger Professoren, also die führenden deutschen Atomphysiker, die erklärt hatten, dass sie sich an der Entwicklung atomarer Waffen nicht beteiligen würden. Auch der Friedensnobelpreisträger Albert Schweitzer hat Atomwaffen kategorisch abgelehnt und Martin Niemöller hat uns Kriegsdienstverweigerern in Stuttgart berichtet, wie entsetzt er war, als er in Japan zu hören bekam, dass man in Japan die Atombomben als „christliche Bomben“ bezeichnete. Schweitzer und Niemöller waren für mich glaubwürdige Christen, während ich bitter enttäuscht war von der Bereitschaft vieler Christen – vor allem in der CDU – die Aufrüstung und die atomare Abschreckung zu legitimieren.

Wir saßen 1961 in Stuttgart mit Niemöller nach seinem Vortrag über „Christ und Kriegsdienstverweigerung“<sup>5</sup> noch bei einem Bier zusammen und eine seiner Bemerkungen war für mich als einem Menschen, der sich in erster Linie an Jesus und nicht an der Kirche orientierte, besonders wichtig. Er sagte, er habe im KZ Gelegenheit gehabt, das Neue Testament mehrfach vollständig zu lesen. Er sagte, er habe darin nichts gefunden, was die militärische Gewaltanwendung legitimiere. Die Bergpredigt wurde für mich zum konstitutiven Text und wenn

---

<sup>5</sup> Vgl. Martin Niemöller: Reden 1958-1961, Frankfurt 1961.

Dietmar Schmidt: Martin Niemöller. Eine Biographie, Hamburg 1959. Wesentlich erweitert Stuttgart 1983

kirchliche Voten damit offensichtlich nicht übereinstimmten, waren sie für mich später nicht verbindlich.

Damit befand ich mich in einer Art innerkirchlicher Opposition zur Mehrheit der Christen in Stuttgart. Es gab in Württemberg und Baden aus der Zeit des Dritten Reichs noch die Kirchlichen Bruderschaften und in diesen auch einige ältere und jüngere Pfarrer, welche pazifistische Standpunkte vertraten. Bei den meisten bestand eine gewisse Nähe zu Gustav Heinemann und der Gesamtdeutschen Volkspartei.

Ich habe im Verband der Kriegsdienstverweigerer in Stuttgart neben Verweigerern mit sozialistischem Hintergrund auch eine Gruppe von jungen Christen getroffen, die nach pazifistischen Pfarrern suchten und um deren Predigten zu hören, Sonntags auch größere Distanzen zurücklegten, also auch in Vororte von Stuttgart fuhren. Wir fühlten uns also nicht an unsere jeweiligen Ortsgemeinden gebunden. Bei dieser Form des Predigttourismus konnte es aber zu einem kirchlichen, gemeindechristlichen Engagement nicht kommen. Wir Kriegsdienstverweigerer trafen uns bei bestimmten Veranstaltungen – auch kirchlichen; wir pflegten aber auch Kontakte zu den Quäkern und fuhren über Land, um Trainingskurse in gewaltfreiem Handeln zu besuchen. Doch auf diese Weise konnte kein kirchliches Engagement im Sinne der Bildung von Aktionskernen innerhalb der volkkirchlichen Strukturen entstehen.

Ich könnte jetzt die Geschichte des friedenspolitischen Engagements der Stuttgarter Kriegsdienstverweigerer im Rahme der Ostermärsche, der Beratung von Kriegsdienstverweigerern und der eigenen Experimente in der Ausbildung zum gewaltfreien Widerstand erzählen. Dazu findet man einiges in der Textsammlung „Aus dem Leben eines Friedensforschers“, die 2006 anlässlich meines 70. Geburtstags als Hefte 147-149 von „Gewaltfreie Aktion“ erschienen ist. Ich übergehe dies hier, weil es sich im strengen Sinne um kein gemeindekirchliches Engagement handelte. Uns Kriegsdienstverweigerer verband zwar die Orientierung an Jesus und Gandhi und Martin Luther King und wir lasen entsprechende Schriften. Ich las Aufsätze von Albert Schweitzer, studierte die Predigten Martin Niemöllers und befasste mich mit Martin Luther King. Doch ich tat dies ohne jeden Rückhalt in meiner Stuttgarter Kirchengemeinde. Ich besuchte nach wie vor gelegentlich Gottesdienste, aber diese an den CDU-Staat angepassten Predigten vermochten mich nicht anzusprechen. Meinen Freunden ging es ähnlich. Wir hatten wirklich keinen Rückhalt in unseren Kirchengemeinden und so kamen wir auch gar nicht auf die Idee, uns in kirchlichen Strukturen zu engagieren und pazifistische Kerne, Netzwerke oder gar Mehrheiten zu bilden.

Bei mir hat zu dieser Besucherhaltung auch noch beigetragen, dass ich sehr häufig den Studienort gewechselt habe. Ich habe an fünf verschiedenen Universitä-

ten studiert. Zu Studentengemeinden bin ich in Deutschland nicht in Kontakt gekommen. Das wäre in Tübingen, wo ich mehrere Semester studiert habe, gut möglich und aus pazifistischer Sicht wahrscheinlich auch sinnvoll gewesen. Ich habe keine Erklärung dafür, dass es zu diesem Kontakt nicht gekommen ist. Besonders attraktive, einladende Veranstaltungen und ein erkennbares öffentliches Engagement der Studentengemeinden scheint es zu meiner Zeit nicht gegeben zu haben.

Mich wundert dies rückblickend, weil ich von einigen etwa zehn Jahre jüngeren Freunden weiß, dass sie in Tübingen sofort den Kontakt zur Studentengemeinde gesucht und gefunden haben. Nicht alle waren Theologiestudenten, aber viele kamen aus Pfarrhäusern oder hatten in ihrer Kirchengemeinde bereits eine aktive Rolle gespielt. Das war bei mir nicht der Fall gewesen. In London und in Paris wohnte ich allerdings in Heimen des Christlichen Vereins junger Männer und in London kam es auch zu dauerhaften Kontakten, aber das waren eben andere ausländische Studenten oder Auszubildende.

Für mein späteres kirchliches Engagement und eine fortgeschrittene kirchenpolitische Mündigkeit war aber wichtig, dass ich mich in Tübingen wissenschaftlich mit der Geschichte der Reformation und der katholischen Reform befasst hatte. Dies sollte auch den Schwerpunkt bei meinem Abschlussexamen bilden, aber ich zog es dann vor, die Universität und das Fach zu wechseln und in Erlangen über Theorie und Praxis des gewaltfreien Widerstands zu promovieren. Dass ich in Erlangen bei einem liberalen CDU-Mitglied diese Chance erhielt, war ein Glücksfall, nachdem ich in Tübingen hatte die Erfahrung machen müssen, dass bei meinen Kommilitonen Albert Schweitzer und Martin Niemöller nicht als Vorbilder, sondern als fellow travellers der Kommunisten galten.

### **APO und Kirche**

Zu einem kirchlichen Engagement kam es bei mir erst, als ich im Herbst 1966 als Assistent von Ossip Flechtheim nach Berlin an den Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität kam. Einen pazifistischen Freundeskreis hatte ich in Berlin zunächst nicht und meine Frau und ich gingen nur hie und da mal sonntags in einen Gottesdienst. Meine Frau war in Bad Windsheim, einer fränkischen Kleinstadt, aufgewachsen und hatte in Neuendettelsau eine kirchliche Fachschule, die von Diakonissen geleitet wurde, besucht. Sie war an den Besuch von Sonntagsgottesdiensten gewöhnt, aber ein Gemeindekontakt entstand dabei in Berlin zunächst nicht. Meine Frau engagierte sich zusammen mit Lili Flechtheim und Carola Stern für den Aufbau der ersten Gruppe von Amnesty International in Berlin. Dieses Engagement brachte sie in Kontakt mit

Hochschullehrern an der Pädagogischen Hochschule in Berlin, die mit linken außerparlamentarischen Gruppen vernetzt waren.

Diese Kollegen interessierten sich auch für meine Forschungen über die Protestmethoden von Bürgerrechtsbewegungen. Und als dann nach der Erschießung von Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 eine breite Studentenbewegung sich entwickelte, brachten diese PH-Professoren mich mit dem AStA der Kirchlichen Hochschule in Berlin-Zehlendorf in Verbindung. Ich wurde zu einem Teach-in ins Auditorium Maximum der KiHo eingeladen und hatte Gelegenheit, dort meine Vorstellungen von einem gekonnten gewaltfreien Protest zu entwickeln. Ich verwies aufgrund teilnehmender Beobachtung auf amerikanische und englische Vorbilder, vor allem auf die gewaltfreien Sitzproteste des Committee of 100 in London.

Der AStA der KiHo beschloss, sich an der so genannten Kritischen Universität mit einem Arbeitskreis zu beteiligen, in dem aufgezeigt werden sollte, wie die Außerparlamentarische Opposition wirkungsvoll, gewaltfrei agieren könnte in einem Umfeld, dessen Medien den Anliegen der Studenten ablehnend gegenüberstanden.

Ich übernahm praktisch die Leitung des Arbeitskreises für gewaltfreie Konfliktaustragung. Während der SDS sich auf den Protest gegen den Vietnam-Krieg konzentrierte, versuchten wir mit einer Großdemonstration gegen die Militärdiktatur in Griechenland die Wirksamkeit der gewaltfreien Methoden zu beweisen. Wir gründeten ein „Komitee der 100 für die Freiheit Griechenlands“, das dann am 2. Februar 1968 vor der Griechischen Militärmission eine Sitzblockade organisierte.

Ich möchte diesen Sitzprotestes, der als Aktion Zivilen Ungehorsams angekündigt worden war, an dieser Stelle nicht darstellen. Es gibt dazu mehrere Fallstudien.<sup>6</sup> Für mein kirchliches Engagement in den folgenden Jahren war jedoch ausschlaggebend, dass die Evangelische Kirchengemeinde Alt-Tempelhof-Ost unser „Komitee der 100“, das wir nach dem Vorbild der englische Atomwaffengegner um Bertrand Russell gegründet hatten, in überraschender Weise unterstützte. Die beiden Pfarrer Nevermann und Dümchen, die sich aus der Arbeit bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste kannten, unterstützten unseren Arbeitskreis an der Kritischen Universität und das Komitee der 100 durch den Druck von Tausenden von Flugblättern und Protestinstruktionen auf ihrer neu erworbenen Druckmaschine für den Gemeindebrief. Das war Manna für das

---

<sup>6</sup> Die ausführlichste stammt von Rolf Niemann: Sitzprotest des „Komitees der 100“ vor der Griechischen Militärmission. Ein Experiment der Kritischen Universität mit demonstrativem zivilem Ungehorsam. In: Theodor Ebert u. Hans-Jürgen Benedikt (Hg.): Macht von unten. Bürgerrechtsbewegung, außerparlamentarische Opposition und Kirchenreform, Hamburg 1968, S. 131-178



wandernde Volk Gottes in der Berliner Springer-Wüste, wirklich Hilfe in der Not.

Das imponierte meiner Frau und mir so sehr, dass wir uns hinfort an diese Gemeinde Alt-Tempelhof-Ost hielten und dort auch unsere Kinder taufen ließen. Als in den Jahren 1968 und 1969 die APO-Aktionen immer aggressiver wurden und bei der Berliner Bevölkerung kaum noch Verständnis fanden, suchten wir nach einem neuen Schwerpunkt für unser Engagement. Wir fanden es in konsum-kritischen, an der Dritten Welt orientierten Aktionen. Statt aufwendiger Weihnachtsgeschenke wollten wir Freunden und Verwandten Zuwendung schenken und was wir durch kritischen Konsum gespart hatten, in Dritte Welt Projekte investieren. Das Büro der Kampagne „Kritischer Konsum“ wurde in Alt-Tempelhof-Ost installiert<sup>7</sup> und in dieser Gemeinde konnte sich auch die Forschungsgruppe treffen, die sich mit gewaltfreiem Widerstand gegen Besatzungsmächte befasste.

Meine Forschungen zu diesem Thema fanden ein breites Echo in den Medien, als im August 1968 die CSSR besetzt wurde und Partei und Bevölkerung ganz überraschend und ziemlich wirkungsvoll gewaltlosen Widerstand leisteten. „Der Spiegel“ veröffentlichte im Oktober 1968 einen Vortrag, den ich ein Jahr zuvor bei der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler gehalten und in dem ich Regeln zum gewaltfreien Widerstand vorgetragen hatte. Walter Ulbricht hat dann behauptet, der Widerstand in der CSSR sei von einer westdeutschen Zentrale der Konterrevolution ferngesteuert gewesen. Als Beleg führte er meine Dissertation „Gewaltfreier Aufstand – Alternative zum Bürgerkrieg“ an, allerdings ohne meinen Namen zu nennen. Dazu hätte auch nicht gepasst, dass ich stellvertretender Vorsitzender des Verbandes der Kriegsdienstverweigerer war.

Diese Okkupation der CSSR und der dortige Widerstand bestätigte zwar einerseits die Relevanz meiner Forschungen und mit meiner Habilitation und Ernennung zum Professor im Alter von 33 Jahren wurden sie auch anerkannt, aber für mich persönlich war die kommunistische Restauration in der CSSR und das Zerbröseln der APO zu winzigen, politischen irrelevanten und grauslich autoritären kommunistischen Kleinstparteien und das Entstehen von Stadtguerillaorganisationen deprimierend. Dabei hatte ich vor solchen Entwicklungen frühzeitig gewarnt.

Der Verband der Kriegsdienstverweigerer war mir in dieser Zeit auch keine Stütze. Er war vorübergehend vom Frankfurter SDS übernommen und in den finanziellen Ruin gewirtschaftet worden. Als Berliner konnte ich ohne eine mitgliederstarke Berliner Ortsgruppe – also praktisch ohne Hausmacht – dagegen

<sup>7</sup> Volker Hornung: Organisation und Wirkung gezielter Konsumverweigerung. Die Kampagne christliche Weihnacht 1969. In: Theodor Ebert (Hg.): Ziviler Widerstand. Fallstudien aus der innenpolitischen Friedens- und Konfliktforschung, Düsseldorf 1970, S. 103-124

nichts unternehmen. Ich verließ den VK und wechselte zum Versöhnungsbund, dem deutschen Zweig der International Fellowship of Reconciliation. Dort wurde ich mit offenen Armen aufgenommen, sofort in den Vorstand gewählt und mit der Herausgabe der neu konzipierten Mitgliederzeitschrift „Gewaltfreie Aktion. Vierteljahreshefte für Frieden und Gerechtigkeit“ betraut. Der Versöhnungsbund ist eine überkonfessionelle christliche und uneingeschränkt pazifistische Organisation, in der ich mich dann auch ideologisch mehr zu Hause fühlte als im VK, der zwar die Gewaltlosigkeit in der Satzung stehen hatte, aber in dieser Hinsicht doch nicht so gefestigt war; sonst hätten sich die SDS-Aktivistinnen, welche mit gewaltsamen Aufständen in der Dritten Welt durchaus sympathisierten und uns in der Frankfurter Geschäftsstelle mit Plakaten bewaffneter Guerilleros schockiert hatten, nicht durchsetzen können. Der Spuk war zwar nach einem halben Jahr vorbei, aber mir war hinreichend klar geworden, dass auf dieser wackeligen Basis schwer etwas aufzubauen war.

### **Langjährige Mitarbeit in Synoden der Evangelischen Kirche**

Dieser Wechsel von einem säkularen zu einer christlichen Organisation von Kriegsdienstverweigerern fiel zusammen mit der Anfrage von Pfarrer Nevermann aus der Gemeinde Alt-Tempelhof-Ost, ob ich bereit sei, für den Gemeindegemeinderat zu kandidieren. Er empfahl mir dies mit dem Verweis auf den Oberbürgermeister von Coventry, der auch diesen Schritt in das kirchliche Engagement getan habe. Dieser habe die doppelte Verwurzelung – einerseits in der politischen und andererseits in der kirchlichen Gemeinde – im Rückblick als eine wichtige Bereicherung seines Lebens empfunden. Die Mehrarbeit sei durch den Zuwachs an geistlicher Einsicht und durch den Gewinn neuer Freunde mehr als aufgewogen worden.

Nevermann verstand es, ad hominem zu argumentieren. Er hat mich überzeugt. Kandidaten waren knapp. Ich meine, dass ich niemand aus seinem angestammten Amt verdrängt habe, obwohl mir Nevermann schon auch zu verstehen gab, dass es der Gemeinde wahrscheinlich gut täte, wenn ein Mensch mit meinem beruflichen Hintergrund in kirchlichen Gremien mitberaten würde. Was ich nicht sofort erkannte, aber dann rasch merkte: Wenn man erst mal bereit ist, in kirchlichen Ämtern mitzuarbeiten und von Berufs wegen Wissen und Erfahrung in Gremienarbeit mitbringt, dann wird man ganz rasch von einem Amt ins nächste gewählt. Ich wurde vom Gemeindegemeinderat sofort in die Kreissynode des Kirchenkreises Tempelhof entsandt, und als dort Wahlen zur Regionalsynode von Berlin anstanden, wurde ich auch für diese Synode gewählt und dann auch sofort bei der ersten konstituierenden Sitzung in das nächsthöhere Gremium, die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland gewählt. Das war gewisser-

maßen eine Blitzkarriere und ich hatte das Gefühl, die lieben Mitchristen freuen sich, dass ich überhaupt kandidiere. Man wusste es zu schätzen, einen bekannten Friedensforscher in den eigenen Reihen zu haben.

Als Politologe wusste ich, dass es in den Parteien ganz anders zugeht und dass um jedes Parteiamt gekämpft werden muss und es immer Rivalen gibt. Ich will nicht sagen, dass es in der Kirche nicht auch fraktionsähnliche Gruppenbildungen gegeben hätte und dass bestimmte Ämter nicht umstritten gewesen wären bzw. erst nach Absprachen eingenommen werden konnten. In den Rat der EKD konnte man nur mit einer Zweidrittelmehrheit gelangen.

Im Übrigen gab es Anfang der 70er Jahre auch keine Partei, mit deren Programm ich mich hätte weitgehend identifizieren können. Die SPD duldete Pazifisten und ich kannte auch einige von diesen wie den Bundestagsabgeordneten Peter Nellen. Doch ich wusste: In dieser Partei konnte ich – zumindest vorerst – in keine Position gelangen, die es gestatten würde, für meine Vorstellungen einer gewaltfreien Politik mit Aussicht auf Erfolg zu arbeiten. Das hatte mir auch Gustav Heinemann bei einem Gespräch unter vier Augen auf den Kopf zugesagt. Er hatte einen Teil meiner Schriften zum gewaltfreien Widerstand und zur Sozialen Verteidigung gelesen.

In den kirchlichen Synoden hatte ich aber immer die Möglichkeit, zu friedenspolitisch relevanten Themen zu sprechen und auch die Aufmerksamkeit der Medien zu finden. Bei der Aussprache über den Bericht des Berliner Bischofs oder des Vorsitzenden des Rats der EKD konnte man sich als Synodaler zu Wort melden und man kam auch wirklich dran. Und wenn man sich frühzeitig meldete, konnte man in der Regel auch noch ohne Begrenzung der Redezeit seine Meinung kundtun. Etwas Vergleichbares ist auf Parteitagen schwer möglich. Das wusste ich sehr genau, weil ich mich in der Zusammenarbeit mit Flechtheim intensiv mit innerparteilicher Willensbildung und mit Parteitagsregie befasst hatte. Ich habe im Laufe meiner Mitarbeit in den Synoden dann aber auch gelernt, dass das bloße Reden, selbst wenn es vom Evangelischen Pressedienst zitiert wird, noch wenig nutzt. Eine wirkungsvolle Rede endet mit einem Antrag, der dann in einem Ausschuss bearbeitet und der Synode zur Beschlussfassung wieder vorgelegt werden muss. Wieweit dies gelingt, hängt sehr stark von der Zusammensetzung des jeweiligen Ausschusses ab.

Da müsste ich jetzt in Fallstudien einsteigen, um Ihnen zu zeigen, wie eine solche Willensbildung im EKD-Ausschuss „Kirche, Staat und Gesellschaft“ oder im „Öffentlichkeitsausschuss“ einer Berliner Landessynode funktionierte. Das unterlasse ich, weil dies zu viel Zeit beanspruchen würde. Ich bedauere dies, weil es eigentlich der detaillierten Anschauung bedürfte. Stattdessen fasse ich zusammen: Ich musste als Synodaler sehr viel lernen, um den Machinationen

der hauptamtlichen kirchlichen Mitarbeiter – also der Berufschristen – gewachsen zu sein. Das war nur möglich, weil ich bereit war, wiederholt für diese Synoden zu kandidieren, weil ich theologische Schriften las,<sup>8</sup> mich mit Kirchenrecht befasste und weil ich auf meine Kenntnisse zur Geschichte der Reformation und Gegenreformation zurückgreifen konnte. Im Übrigen entbehrte ich als Professor (sprich: „Bruder Dr. Ebert“) des übertriebenen Respekts vor Bischöfen und Professoren der Theologie und ich lernte einige unkonventionelle Denker schätzen. Wichtig wurden in Berlin die Kontakte zu Helmut Gollwitzer und Heinrich Albertz, dessen Tagebücher mich durch die Jahre begleiteten.

Man gewinnt als Synodaler eine gewisse Menschenkenntnis und man gewinnt Freunde. Ich war 24 Jahre Mitglied der Berliner Synode und 12 Jahre lang Mitglied der EKD-Synode. Und ich war nie berufenes Mitglied, sondern immer – nach dem Räteprinzip – von unten nach oben gewähltes Mitglied. Das ist sehr zeitaufwändig, und manchmal hatte ich ein schlechtes Gewissen: Die ehrenamtliche Mitarbeit in den kirchlichen Gremien ging von der Forschungsarbeit ab, und ich hätte mich auf manches Seminar besser vorbereiten sollen. Ich rechtfertigte es vor mir dann immer wieder damit, dass die ehrenamtliche Mitarbeit in der Kirche mir auch beruflich insofern zugute kommen würde, als ich in den kirchlichen Gremien Einblicke bekäme in eine Großorganisation mit vielen Millionen Mitgliedern. Solche persönlichen Einblicke haben nur wenige Professoren der Politischen Wissenschaft, und bei meinen Vorlesungen über die Innenpolitik konnte ich aus erster Hand mit Informationen über das Funktionieren eines Räteystems dienen.

In den kirchlichen Gremien versuchte ich Einfluss zu nehmen auf die öffentliche Meinungsbildung. Kundgebungen der Synoden zu aktuellen Fragen wie Kriegsdienstverweigerung, Stationierung von Atomraketen, zum Asyl für Flüchtlinge oder zur Sicherheit von Atomkraftwerken wurden in der Öffentlichkeit gehört, und das Auftreten von entsprechend eingestellten Synodalen war auch wichtig für die Kirchengemeinden, die sich an Friedenswochen beteiligten oder von Abschiebung bedrohte Flüchtlinge in ihren Gemeindehäusern aufnahmen.

Da musste in den Synoden um solche Gemeindeaktivitäten legitimierende Resolutionen gerungen werden. Und da ich mich in der Forschung und Lehre mit Bürgerinitiativen und mit gewaltfreiem Widerstand – besonders auch mit Zivilem Ungehorsam befasste – war meine Mitarbeit in den kirchlichen Gremien wichtig und letzten Endes den Zeitaufwand wert.

---

<sup>8</sup> Meine wichtigste Beraterin war Hannelotte Reiffen, eine frühere Mitarbeiterin Karl Barths, die mich anwies die Schriften Walter Kreecks zu den Grundfragen der Dogmatik, der Ekklesiologie und der christlichen Ethik zu lesen nebst mehreren Originaltexten Karl Barths. Ich wurde kein Barthianer, aber ich bestaunte dessen theologische Arbeit und goutierte die stilistische Brillanz.

Doch auch in den Kirchen verpuffen die schönsten friedenspolitischen Kundgebungen, wenn ihre Verfasser nicht in der kirchlichen Exekutive sitzen und selbst für die Umsetzung des Kundgegebenen sorgen können.

Ich war von der Kirchenleitung in Arbeitsgruppen berufen worden, die friedenspolitische Texte ausarbeiteten. Dabei war es mir zweimal passiert, dass wir zwar mit unseren Ausarbeitungen von der Berliner Kirchenleitung angehört worden waren, diese sich aber unsere Vorlagen nicht zu Eigen gemacht hatte.

Der härteste Fall betraf ein Papier, das sich mit der Frage des Zivilen Ungehorsams, konkret den Sitzblockaden vor den Standorten von Atomraketen befasste. Das war ein heißes Thema, weil viele Berliner Pfarrer und ganze Kirchengemeinden sich in der Ablehnung dieser Raketen einig waren und in erheblicher Zahl zum Sitzprotest nach Mutlangen fuhren. In meiner Kirchengemeinde Alt-Tempelhof-Ost hatten wir uns durch ein gemeinsames Fasten auf eine solche Expedition vorbereitet. Wir fuhren als Fußvolk zur so genannten Prominentenblockade vom 1.-3. September 1983.<sup>9</sup> Die besonders prominenten Teilnehmer der Sitzblockade waren Heinrich Böll, Günter Grass und Oskar Lafontaine.

Der größte Teil der etwa 500 Personen, die sich in Mutlangen zum Sitzprotest verabredet hatten, bestand jedoch aus christlich orientierten Gruppen. Das merkte man daran, dass zwar in Klaus Vacks Handbuch der Blockadevorbereitung die Texte von Liedern aus der sozialistischen Tradition zu finden waren, aber die richtige Stimmung erst aufkam, als Helmut Gollwitzer Liedgut aus dem Evangelischen Kirchengesangbuch anstimmte.

Das zeigt: Die Ablehnung von Papieren durch die Kirchenleitungen hinderte einzelne Christen und Gemeindegruppen nicht daran, ihrem Gewissen und ihrer eigenen Auslegung des Evangeliums gemäß zu handeln. Doch um des politischen Erfolges willen wäre es uns natürlich lieber gewesen, wenn sich auch Synoden und Kirchenleitungen hinter uns gestellt bzw. mitgemacht hätten.

Doch dass wir die Erwartung einer solchen Unterstützung überhaupt hegen konnten, zeigt, dass sich innerhalb von zwanzig Jahren in der Szene der außerparlamentarischen Protestgruppen sehr viel geändert hatte. Die Zahl der Kriegsdienstverweigerer hatte sich verzehnfacht und die Friedenswochen hatten pazifistisches und ökologisches Gedankengut auf der Ebene der Kirchengemeinden verbreitet.

Nachdem ich zwölf Jahre lang Mitglied der Berliner Regionalsynode gewesen war, war dann auch der Zeitpunkt gekommen, für die Kirchenleitung zu kandidieren und in der kirchlichen Exekutive mitzureden und mitzuentcheiden.

---

<sup>9</sup> Th. Ebert: Im Friedenscamp – Mutlangen 1.-3. September 1983. Ein rekonstruiertes Tagebuch. In: Gewaltfreie Aktion, 140, 3. Quartal 2004, S. 3-27

Ich gehörte auch in der Westberliner Kirchenleitung zunächst zur Minderheit, aber da es sich in einer Kirchenregierung am besten mit einem Konsens arbeiten lässt und Bischof Martin Kruse nicht alles gleich besser wusste, sondern aufmerksam zuhören konnte, war dann doch sehr viel mehr möglich, als wenn ich nur in der Synode das Maul aufgemacht hätte.

In der Frage der Abschiebung bzw. Duldung von Flüchtlingen und in der Anerkennung von Altfällen hörte die Regierung von Berlin auf den Einspruch der Kirche, und notfalls erschienen Mitglieder der Kirchenleitung dann auch schon mal auf dem Flughafen Tegel, um gegen Abschiebungen zu protestieren, einmal sogar, indem wir einen Bus mit Abschüblingen auf der Zufahrt zum Flughafen blockierten.

Ich möchte diese Erfahrungen noch mit Fallstudien aufarbeiten.<sup>10</sup> Ich habe bei der Vorbereitung auf diesen Vortrag gemerkt, dass solches Aufarbeiten von Erfahrungen einerseits möglich ist, denn ich habe das Material gesammelt, aber es ist mit sehr viel Arbeitseinsatz verbunden und es ist zu überlegen, wer diese Erfahrungen zur Kenntnis nehmen soll und welcher literarischen Form es dazu bedarf. In diesen Arbeiten stecke ich und es wäre schön, wenn mir noch genügend Jahre vergönnte wären, um zu anschaulichen Ergebnissen zu kommen.

Damit der Vortrag nicht zu lang wird, will ich zum Schluss nur noch auf den Fall eingehen, bei dem ich als Friedensforscher und Mitglied der Kirchenleitung etwas wirklich Originelles leisten und nicht nur vorhandene Ansätze fördern konnte. Ich meine den Entwurf eines Zivilen Friedensdienstes als Alternative zum Militär. Aus meinem Entwurf wurde im Endeffekt dann auch nicht genau das, was ich projiziert hatte, aber es entstand immerhin eine zukunftssträchtige Institution, die Teil des Programms der rot-grünen Bundesregierung wurde und auch den Regierungswechsel überdauert hat und noch gewachsen ist.

## **Ein Vorschlag der Berliner Kirche:**

### **Der zivile Friedensdienst**

Ich hatte in den Synoden und in der Kirchenleitung bei verschiedenen Gelegenheiten immer wieder auf die Kampfkraft, aber auch auf den versöhnenden Charakter der gewaltfreien Aktion hingewiesen. Solange die Mauer stand und der kalte Krieg anhielt und in den Kategorien der militärischen Abschreckung gedacht wurde, hatte ich für die Vorbereitung von gewaltfreiem Widerstand als Alternative zur Abschreckung plädiert. Wir nannten dieses Alternativkonzept „Soziale Verteidigung“, weil nicht Grenzen und Territorien, sondern soziale Strukturen und Grundrechte verteidigt werden sollten. Dafür hatte ich in kirchlichen

---

<sup>10</sup> Widerstand gegen das Abschieben von Flüchtlingen. Erfahrungen in der Berliner Kirche. In: Junge Kirche, 49.Jg., 3/März 1988, S.123-130

Kreisen, aber insbesondere bei den Grünen, doch auch bei der SPD Gehör gefunden. 1988 war es in der Stadthalle von Minden zu einem großen Kongress „Wege zur Sozialen Verteidigung“ gekommen und in März 1989 war dann der Bund für Soziale Verteidigung, eine Dachorganisation einer größeren Zahl von pazifistischen Organisationen gegründet worden. Petra Kelly und ich waren die beiden Gründungsvorsitzenden.

Der Fall der Mauer und das Verschwinden des Warschauer Paktes veränderte die sicherheitspolitische Lage. Deutschland war nun von Freunden umzingelt und es bedurfte eigentlich der NATO überhaupt nicht mehr. Die pazifistischen Organisationen reagierten auf das Verschwinden des Warschauer Paktes euphorisch und forderten eine „Bundesrepublik ohne Armee“. Der Zerfall Jugoslawiens und die damit verbundenen Kriege machten aber deutlich, dass weiterhin mit Waffengewalt Politik gemacht würde, und dass out of area-Einsätze der Bundeswehr wahrscheinlich werden würden, und dass die Pazifisten sich auf diese neuen Herausforderungen einzustellen hätten.

Die Synode der berlin-brandenburgischen Kirche fragte die Kirchenleitung, wie wir uns als Kirche zu out-of-area-Einsätzen der Bundeswehr bzw. der NATO verhalten sollten. Out of area bedeutete in der NATO, dass ein Konfliktfeld sich außerhalb des Gebietes ihrer Mitgliedstaaten befindet. Die NATO ist nach ihrem Selbstverständnis eigentlich ein reines Verteidigungsbündnis. Ein solches ist nicht dazu da, anderswo zu intervenieren, um da gewissermaßen Ordnung zu schaffen. Die späteren so genannten „humanitären Interventionen“ gehören nicht zu den Aufgaben der NATO.

Insofern war die erste Reaktion auf die Anfrage zu out-of-area-Einsätzen in den Worten des Berlin-Brandenburgischen Bischofs Forck ganz einfach: Wir sind dagegen.

Diese Antwort war aber ein bisschen zu simpel. Es gab nun mal Handlungsbedarf und wenn man militärisch nicht intervenieren wollte oder durfte, dann brauchte man ein anderes Instrument. Dieses sah ich in der Ausbildung und dem Aufbau einer nonviolent task force. Ich kam wieder auf meine alte an Gandhi orientierte Argumentation zurück: Gandhi hatte für das unabhängige Indien eine Shanti Sena, ein Netzwerk von gewaltfreien Aktionsgruppen gefordert, die sich primär um innenpolitische Konflikte, aber erforderlichenfalls auch um den Widerstand gegen auswärtige Bedrohungen und um gewaltfreie Hilfeleistungen kümmern sollte. Er ist 1948 ermordet worden und konnte diese Shanti Sena nicht mehr selbst aufbauen.

Bei mir hatte sich schon in der Zeit meiner Gespräche mit den Stuttgarter Kriegsdienstverweigerern die Überzeugung herausgebildet, dass die Verweige-

rung des Kriegsdienstes nicht genügt, sondern dass es einer konstruktiven, funktionalen Alternative zum Militär als letztem Mittel bedarf.

Auf diesen Grundgedanken kam ich Anfang der 90er Jahre zurück. Es sollte in Deutschland eine flächendeckende Ausbildung zum gewaltfreien Handeln geben. Jeder Wehrpflichtige sollte die Möglichkeit erhalten, sich für die gewaltfreie Konfliktaustragung ausbilden zu lassen. Das dabei erworbene Know-how sollte zunächst in innenpolitischen Konflikten, aber auch bei Hilfsaktionen im Ausland zum Tragen kommen. Die Idee war, dass die Wehrpflichtigen die freie Wahl hätten zwischen militärischer Ausbildung und Ausbildung zum Zivilen Friedensdienst und Kriegsdienstverweigerung.<sup>11</sup>

Ich konnte auf Anhieb nicht alle Mitglieder der Kirchenleitung überzeugen, aber Bischof Kruse meinte: Die gewaltfreien Akteure müssen nun mal Gelegenheit bekommen, zu zeigen, was sie können, und das können sie nur, wenn Rahmenbedingungen für eine solide Ausbildung und überlegte Einsätze geschaffen werden.

Ich hatte die Hoffnung, dass junge Wehrpflichtige sich in erheblicher Zahl für die Ausbildung zum Zivilen Friedensdienst entscheiden würden, und dass dadurch ein dynamischer Prozess ausgelöst würde. Wenn damit zu rechnen ist, dass sich einige Zehntausend für den Zivilen Friedensdienst entscheiden, dann muss auch die erforderliche Zahl von Trainern herangebildet werden.

Wir bedürften dazu eine Mehrheit im Parlament, aber wussten auch, dass die Abgeordneten sich nicht für eine Idee, sondern nur für ein durchdachtes und möglichst im Modell bereits erprobtes Konzept entscheiden würden.

Ich experimentierte in Projektkursen an der Freien Universität mit der Ausbildung in gewaltfreier Konfliktaustragung und die Kirche bezahlte auch das Gutachten eines deutsch-amerikanischen Trainers, Dr. Uwe Painke, der konkret aufzeigte, wie eine solche Ausbildung zum Zivilen Friedensdienst aussehen könnte. Unser Konzept des Zivilen Friedensdienstes wurde in den pazifistischen Verbänden sehr unterschiedlich aufgenommen. Bischof Kruse hatte nämlich in einer Art aktivierenden Befragung bei den Verbänden angefragt. Dies hatte ich als einen ersten Schritt vorgeschlagen – in Reaktion auf die Empfehlung des Konsistoriums, unser Konzept der EKD zur weiteren Bearbeitung weiterzuleiten, weil es sich hier doch um eine bundespolitische und keine landespolitische Aufgabe handle. Nach zwölfjähriger Mitgliedschaft in der Synode der EKD und dem Versenden einer von mir vorgeschlagenen und von der Synode der EKD beschlossenen Martin-Luther-King Initiative schwante mir, dass die Überweisung unseres Konzeptes an die EKD einer Beerdigung erster Klasse gleichkommen würde.

---

<sup>11</sup> Theodor Ebert: Ziviler Friedensdienst - Alternative zum Militär. Grundausbildung im gewaltfreien Handeln, Münster: Agenda Verlag, 1997, 332 S



Das Konzept „Ziviler Friedensdienst“ musste zunächst einmal überregional bekannt gemacht werden, so dass Druck von unten entstehen könnte.

Von Präsident Roosevelt wird berichtet, dass er eines Tages eine Delegation von Professoren empfangen habe, die ihm konstruktive Vorschläge machten. Roosevelt bedankte sich und sagte den Professoren: „Ihr habt mich überzeugt. Nun geht nach Hause und übt Druck auf mich aus!“

Martin Kruse war ein sehr kluger Kirchenpolitiker. Er wusste, dass wir den Zivilen Friedensdienst noch eine Weile in Berlin weiterentwickeln mussten und dass wir dies nicht der EKD überlassen durften. Darum griff er die Idee einer aktivierenden Befragung der pazifistischen Verbände auf und bat diese um Stellungnahmen. Und dann veranstalteten wir auch ein Hearing im Haus der Kirche.

Diese Versuche, von oben nach unten die Basis zu aktivieren, hatten unterschiedlichen Erfolg. Diejenigen pazifistischen Organisationen, zu denen ich einen direkten Draht hatte, wie zum Beispiel zum Bund für Soziale Verteidigung und zum Versöhnungsbund, griffen die Idee freudig auf. Dort war man über Veröffentlichungen in der Zeitschrift „Gewaltfreie Aktion“ auch bereits überdurchschnittlich gut informiert. Andere Organisationen verwiesen darauf, dass sie nach keiner Alternative zum Militärdienst suchten, sondern die allgemeine Wehrpflicht abzuschaffen gedächten. Ein starker Basisdruck in Richtung Ziviler Friedensdienst kam nicht zustande. Doch es fanden sich auch unter den Bundestagsabgeordneten Sympathisanten des neuen Konzeptes – auch in den Reihen der CDU. Heiner Geissler und Rita Süßmuth sind hier zu nennen.

Ich kürze jetzt etwas ab. Das Konzept des „Zivilen Friedensdienstes“ wurde im Bundestag schließlich aufgegriffen – nicht als Alternative zur militärischen Ausbildung und zum (unpolitischen) zivilen Ersatzdienst für Kriegsdienstverweigerer, sondern als eine Art Friedensfachdienst für eine geringe Zahl von Personen mit Berufserfahrung und einer speziellen, eher kurzfristigen Zusatzausbildung in gewaltfreiem Handeln. Das wurde dann auch Ziviler Friedensdienst genannt und die einzelnen Personen haben dann auch gute Arbeit geleistet – z.B. in Serbien und im Kosovo. Ich konnte mich davon im Jahre 2007 bei einer Studienreise mit dem Forum Ziviler Friedensdienst überzeugen.<sup>12</sup> Das Hauptproblem ist, dass die Zahl der Mitarbeiter – und die Hälfte sind Frauen – so gering ist, dass sie keinen Machtfaktor darstellen, der bei der Bearbeitung großer Konflikte eine ausschlaggebende Rolle spielen könnte. Der Zivile Friedensdienst besteht aus ein paar Dutzend hoch qualifizierter und hoch motivierter Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Doch was es eben nicht gibt, ist die Möglichkeit für zehntausend und mehr junge Wehrpflichtige, sich jedes Jahr für den Zivilen Friedensdienst aus-

---

<sup>12</sup> Vor Ort mit dem Zivilen Friedensdienst. Spätsommerliche Reise ins frühere Jugoslawien, Karlsruhe: Gewaltfreie Aktion, Heft 152, 3. Quartal 2007, erschienen im Mai 2008, 47 S.

bilden zu lassen. Man kann natürlich fragen: Was sollen Zwanzigjährige in Bürgerkriegsgebieten wie dem Kosovo oder dem Gaza-Streifen ausrichten?

Ich hüte mich, hier aus dem Handgelenk Einsatzkonzepte zu entwickeln, aber es gibt doch die Erfahrung, dass die Präsenz von unbewaffneten Ausländern, die mit einheimischen Kindern und mit Frauen, die für ihre Familien sorgen wollen, zusammenarbeiten und da mittenmang wohnen, einen erheblichen Stabilisierungsfaktor darstellen. Die International Peace Brigades haben gezeigt, wie sie als Begleiter von Personen, denen Mordkommandos nachstellten, immer wieder das Schlimmste abwenden konnten.

Ich würde jetzt gerne ausführlicher über die Aufgaben eines umfangreichen Zivilen Friedensdienstes sprechen. Wir haben in Berlin zunächst gar nicht an Auslandseinsätze gedacht, sondern an die innenpolitische Aufgabe des Umgangs mit extremistischen gewalttätigen Gruppen. Es darf in Brandenburg keine sozusagen „national befreiten Gebiete“ geben, die Menschen anderer Hautfarbe nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr zu betreten wagen.

Doch der ausgebildete Zivile Friedensdienst muss als mobile Einsatzgruppe da sein, erst dann kann man mit ihm auch arbeiten. Die deutsche Politik verfügt innen- und außenpolitisch über kein solches zur gewaltfreien Konfliktbearbeitung ausgebildetes Personal - neben der Bundeswehr, der Polizei, den Sozialarbeitern und den Entwicklungshelfern. Es kommt bei der innen- und außenpolitischen Friedensstabilisierung mit gewaltfreien Mitteln gewiss auf das sachliche Know-how des Personals an und da wird von den vorhandenen Institutionen bereits einiges geleistet, gerade auch von Nicht-Regierungs-Organisationen. Doch es fehlt meines Erachtens an einer gewissen Masse des Personals und der organisierten Zivilcourage, wie er mit dem Aufbau eines Zivilen Friedensdienstes entstünde. Über die notwendigen Mittel verfügt dann eben doch nur der Staat. Es gibt viele freiwillige Friedensdienste und ich will deren Rolle nicht schmälern, aber wir müssten so weit kommen, dass in Zukunft immer dann, wenn es um friedenspolitische Einsätze Deutschlands bzw. Europas geht, der Zivile Friedensdienst die erste Wahl erst.

### **Die Wolke der Zeugen**

Ich möchte Ihnen zum Schluss empfehlen, Vertreter dieser Konzeption nach Leipzig einzuladen. Ich denke z.B. an Ute Finckh, die Vorsitzende des Bundes für Soziale Verteidigung mit ihrem Konzept „Vorrang für Zivil“, und an Sprecherinnen und Sprecher des Forums Ziviler Friedensdienst, z.B. Helga Tempel, oder auch an Clemens Ronnefeldt, den Reisesekretär des Versöhnungsbundes, der sich im Nahen Osten gut auskennt und die dortigen gewaltfreien Initiativen besucht hat.

Ich kenne die Altvorderen besser als den Nachwuchs, aber so lange es uns Alte noch gibt, sollte man auch unsere Erfahrungen abfragen. Nicht alle haben diese Erfahrungen bereits aufgeschrieben. Wir haben uns zwar bemüht, in der Zeitschrift „Gewaltfreie Aktion“ möglichst viel festzuhalten, und es gibt in Hamburg das „Archiv aktiv“, in dem speziell Dokumente zur gewaltfreien Aktion gesammelt werden, aber es bedarf manchmal der Nachfrage von Jüngeren, um so erfahrene Leute wie Roland Vogt zum Erzählen zu bewegen. Er war in vielen Konfliktfeldern vor Ort war, in Wyhl, in Mutlangen, bei der Gründung der Grünen, im Verteidigungsausschuss des Deutschen Bundestages, bei Exkursionen nach Litauen und Lettland, als dort die Demokratie mit gewaltfreien Mitteln verteidigt wurde. Und dann gibt es noch Dr. Wolfgang Sternstein, der seit Jahrzehnten versucht, Gandhis Methodik für Deutschland fruchtbar zu machen. Er hat seine Autobiographie „Zwischen Gewalt und Gewaltfreiheit“ geschrieben und eben ist sein neuestes Buch „Gandhi und Jesus. Das Ende des Fundamentalismus“ im Gütersloher Verlagshaus erschienen.

Der mittlerweile älteste unter diesen deutschen, genau genommen westdeutschen Pionieren der gewaltfreien Aktion, Konrad Tempel, hat jetzt ein erfahrungsgesättigtes Lehrbuch der gewaltfreien Aktion veröffentlicht: Anstiftung zur Gewaltfreiheit. Über Wege einer achtsamen Praxis und Spiritualität, Berlin 2008 / 160 S. / 15,00 €

Doch es gibt auch in Sachsen einen typisch ostdeutschen Pionier der gewaltfreien Aktion: Georg Meusel, der nach langjährigem Engagement in der Bürgerrechtsbewegung nach der Wende in Werdau das Martin Luther King-Zentrum gegründet hat. Wir hatten schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts miteinander Kontakt und haben dann 1997 und 2001 zusammen Indien und die USA bereist auf den Spuren Gandhis und Martin Luther Kings.

Wenn Sie also danach suchen, gibt es in Deutschland bereits eine ganze „Wolke der Zeugen“, die von gewaltfreien Aktionen berichten können.

Doch vielleicht noch ein allerletztes Wort, gewissermaßen typisch Professor. Sie sollten und Sie können auch die Wirkungsweise der gewaltfreien Aktion selbstständig studieren, um die in ihr steckenden Möglichkeiten und Wirkungen zu erkennen. Das Erste und Wichtigste ist immer noch, dass man einschlägige Bücher liest und deren Inhalt mit anderen Interessierten bespricht. Und Sie sind heute viel besser dran als wir Stuttgarter Kriegsdienstverweigerer im Jahre 1961. Die einschlägigen Informationen sind zugänglich und es gibt Netzwerke von Menschen, die sich auch mit der Umsetzung dieser Idee der gewaltfreien Konfliktaustragung befassen. Ich zitiere noch einmal den Hebräerbrief, allerdings ohne mich mit dessen Sündentheologie zu identifizieren: „Weil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, lasst uns alles ablegen, was uns beschwert ...“

und lasset uns laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist und aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens.“(12,1-2).Doch keine Bange in puncto Vollendung: Es gibt noch einiges zu tun. Packen wir's an!